

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

230 (5.10.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Sesenheim

Unvergänglich ist der Blick von der Plattform des Strassburger Münsters. Ueber enge, schmale, winklige Gassen der Altstadt schneit das Auge in die Ferne, über die breite, grüne Ebene des Rheinstroms bis hinüber nach den dunklen Höhen des taunenbergwaldigen Schwarzwaldes. Weit und gemaltig stehen auf der anderen Rheinseite die Klippen nach Belfort hin. Ein geeignetes, hübsches Land von unendlicher Lieblichkeit liegt zwischen den beiden Gebirgen. Weinberge, Hopfenfelder, weite Acker und Wiesen, Obstbäume in reicher Fülle, und von ihnen umrahmt kleine Dörfer und Städte: Das ist das Elsaß, wie es schon Goethe erlebt hat.

In klaren, hellen Tagen ist das Auge mühselos dem Lauf der Bahnlinie, die sich von Strassburg nach Nordwesten zieht. In einem kleinen Dorfe macht sie Halt. Es ist Sesenheim, die Heimat der Friederike Brion.

Etwa zwei bis drei Stunden braucht man, wenn man den Weg auf der schönen Landstraße, zwischen Acker und Wiese und Feld, mit dem Fahrrad, dem Hauptbeförderungsmittel der Landleute, zurücklegt. Es ist also ein tüchtiger Weg, den Goethe hier zurückgelegt hat. Oft spät abends oder nachts, wenn er zu Pferde die Gegend besuchte, ein Weg allerdings, dessen Lieblichkeit auch heute noch einträchtig und erfrischend ist.

Wenige Kilometer von Sesenheim liegt Drusenheim, eine freundliche kleine Ortschaft. Hier verweilte Goethe vor seinem ersten Besuch in Sesenheim und überredete den Wirt, ihm seine Kleider zu borgen, um die jungen Mädchen im Pfarrhaus, die ihn kurz vorher, ebenfalls in einer lustigen Verkleidung, kennengelernt hatten, zu überraschen. Wiesenpfade führen auch heute noch, wie damals, in der Richtung der breiten Chaussee auf das nächstliegende Dörfchen, auf Sesenheim zu.

Es ist ein seltsames Gefühl, wenn plötzlich der spitze Kirchturm aufragt, wenn man dann den Ort selber betritt, in dem sich eine Tragödie abgepielt hat, die man auch heute noch nicht bis ins Letzte kennt. Gegenwärtig ist die Zeit der Ernte, und wieder ist es ganz so, wie Goethe es in „Dichtung und Wahrheit“ beschrieben hat: Still und menschenleer liegen Straßen und Häuser. Ueberall sind die Haustüren, die Fenster verschlossen. Nur da und dort tönt die Stimme eines spielenden Kindes oder das Anschlagen eines Hundes durch die fast bedrückende Stille.

Wir suchen nach dem alten Pfarrhaus, das in seiner schlichten Schönheit und seinen malerischen Reizen den Dichter so angeheimelt hat. Doch nur die alte Scheune ist noch erhalten geblieben. Ein neues Gebäude, andere Menschen, eine andere Zeit läßt das Jahrhundert der Friederike Brion ab. Dennoch ist bis zum heutigen Tage ihr Andenken dort lebendig geblieben, und die Witter der heimatlichen Lieder verträumen nicht, warnend auf dieses tröstliche Beispiel hinzuweisen, sobald eine von ihnen einen sozial über ihr stehenden Erwählten oder gar einen „Studierten“ ausser Acht hat, und ihr Vertrauen ist nur durch den Ehering und den Trauschein zu überwinden. „Was wolle Sie?“ meint eine solche Mutter entschuldigend und mit einem sorgenden Blick auf ihr hübsches, hochgewachsenes „Maible“, das mit ihrer schlanken, biegsamen Gestalt und dem reichen Blondhaar wie ein Abbild der Friederike wirkt, „i möcht's net erlene, daß es ihr au so geht...“ Und man kann ihr nicht widersprechen, denn nicht nur der Goethe, sondern auch die schlichte Frau aus dem Volke, für die Geburt, Heirat und Tod die großen drei Ereignisse des Lebens bedeuten, hat recht...

Dann steht man in dem kleinen Goethe-Museum, das alles aufbewahrt hat, was an der Lebenszeit Goethes und Friederikes erinnert: Briefe, Bilder, Aquarelle, gepresste Blumen, alte, vergilbte Mappen, beiseitene Schmuckstücke. Es sind tote Gegenstände, aber aus ihnen fließen lebendiges Glück und Hoffen, Glückseligkeit, Enttäuschung, Schmerz, Schuld und Verzweiflung auf, wie sie zwei junge Menschen durchpulsten. Das Bild der lieblichen Pfarrerstochter in ihrer Nationaltracht, wie sie Goethe beschrieben hat, schwebt unsichtbar durch den Raum, und die stillen Abende im Pfarrhaus, die Gastfreundschaft des freundlichen, in sich gelehrten Vaters, die prüfenden Blicke der hochgewachsenen, immer noch an-

leblichen Mutter, die heitere Gesellschaft der älteren Schwester und des jüngeren Bruders — alles das fügt sich ein in diesen einfachen, ländlichen Rahmen, der sich verhältnismäßig wenig verändert hat. Die Häuser sind ja heute etwas anders gebaut; Licht und Zivilisation haben auch hier vieles gewandelt; aber das Leben der Bewohner sieht auch heute noch still und ohne die Bege der Großstadt dahin. Wohl sieht man nicht mehr die ansehnliche deutsche Tracht mit dem schwarzen Knappen Wädel und der schwarzen Tafelbüchse, aber die heranwachsenden jungen Dorfmadchen, die sich so lieblich ausnahmen in dieser von Feldern eingerahmten Dorfstraße, scheinen genau so wenig in häßliches Getriebe zu passen, wie Friederike Brion, als sie Goethe in Strassburg besuchte.

Auf dem alten Friedhof liegen auch die Gräber des Vaters und der Mutter Brion.

„Die man allhie zu Grab getragen, von ihnen wird man immer tragen, demsel ihr Kind ein Liebesleben Dem größten Dichter hat gegeben.“

Das ist die Grabinschrift, die einen verklärenden, verlebendenden Glanz über die Liebestragedie von Sesenheim zu breiten versucht. Ueber allem menschlichen Irren, allem Schmerz, aller Vergänglichkeit aber wölbt sich wie zur Zeit der Liebeshäute Goethes und Friederikes der tiefblaue Himmel des Elsaß, der den Glanz dieser

lieblichen Landschaft wideraufstrahlen scheint, und wie zur Zeit Goethes stehen noch heute tags, so wochenlang Wolkens über den entfernten Gebirgen am Horizont, ohne jemals den reinen Himmel dieser wunderbaren Ebene zu trüben. Richtig, vorübergehende Gewitter erquickten das Land, aber Sturm und Regen weichen schnell der Sonne, die alles in heitere und blühende Farben blickt. Und fast will es unfaßbar scheinen, daß in einem solchen Lande der Schönheit und der idyllischen Dörfer, des blauen Himmels und der angenehmen Felder sich bitterste Erlebnisse, fürchterliche Tragödien des einzelnen Menschen und des ganzen Volkes abspielten haben können.

Prähistorische Funde in Mesopotamien. Englischen Ingenieuren, die mit der Verneuerung der Bagdadbahn-Strecke beschäftigt sind, ist es gelungen, in der Nähe von Hillah in der syrischen Wüste anthropologische Funde aus der paläolithischen und der neolithischen Epoche zu machen. Aus ihnen geht hervor, daß die heute nur spärlich von Nomaden besiedelte große Syrische Wüste einmal bewohnt war, mildes Klima und Wasser hatte, so daß sie in der Steinzeit der Sitz einer hohen Zivilisation gewesen ist. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser Funde hat sich schon bei oberflächlicher Betrachtung als so groß erwiesen, daß die Forschungen durch die Expedition einer englischen Universität fortgesetzt werden sollen.

Justizmord!

Von Raymond W. Thanes.

Der Heraldo von Mexico teilt unter dem 24. Juli folgendes mit: Der fahrplanmäßige Express von Guadalajara nach Mexico ist gestern abend um 7.30 Uhr von der über den San Juan-Fluß führenden Eisenbahnbrücke herabgefallen. Bei dieser Katastrophe wurden 28 Menschen getötet, während 42 schwer verletzt wurden. Die Verantwortung für die Katastrophe wird dem Busführer zugeschrieben, der am Haltepunkt achtlos vorbeigefahren sein soll. Der Staatsanwalt, Don Tilmonte, ergriff das Wort: „Meine Herren! Die Eisenbahnkatastrophe bei San Juan del Rio am 23. dieses Monats hat 28 Menschenleben gekostet, und viele Verletzte liegen schwer darnieder. Eine sofort nach der Unglücksstätte entsandte Kommission hat festgestellt, daß der Lokomotivführer der Katastrophe unbeachtlich gelassen hat. Sehr schwerwiegend für Terre ist außerdem der Umstand, daß es ihm gelungen ist, abzurufen und sich in Sicherheit zu bringen. Er beweist keine Anstand. Diese Verbrechen machen auf mich nicht den geringsten Eindruck. In Anbetracht des Umfanges der Katastrophe und der geradezu unbeschreiblichen Fahrlässigkeit Terres verlange ich, daß er zum Tode verurteilt wird.“

Im Heraldo von Mexico steht unter dem 29. Juli aus seinem Heute Morgen um 9.20 Uhr fand die Hinrichtung des Busführers Miguel Terre statt. Terre, der bis zum letzten Augenblick seine Unschuld beteuerte und hartnäckig darauf bestand, daß das Haltepunkt auf „Dursfahrt“ gestanden habe, eine erhobene Haupte in den Tod. Der Staatsanwalt Tilmonte verlas vor der Hinrichtung das Urteil!

Die ersten Kriminalinspektor Pablo Juez! Don Tilmonte, der Staatsanwalt hat auf. Er war außerordentlich überalst, so früh am Morgen vom Inspektor Juez ausgerufen zu werden.

„Ich bitte um Entschuldig!“ Einige Minuten später danach sah Pablo Juez, einer der geachtetsten mexikanischen Detektive, ihm gegenüber. Das Gesicht des Detektivs war toderst, als er zu reden begann: „Eure Gnaden, wir haben einen Justizmord begangen! Miguel Terre war unschuldig!“

Tilmonte blühte auf. Jeder Wustrophen schien aus seinem Gesichte zu verschwinden. Sein harter Blick bohrte sich in die Augen des anderen. „Was sagen Sie, Juez! Mit so ernsten Dingen treibt man doch nicht seinen Spaß!“

„Spaß?“ Juez sah fast wehmütig in die Augen des Staatsanwaltes. „Spaß, sagen Sie, Excellenz? Ich möchte...“

Tilmonte war aufgesprungen. Der erste, fast feierliche Ton des Detektivs hatte ihm das Blut in die Wangen getrieben. Er stierte am ganzen Körper. „Mann, Juez! Ist das Ihr Ernst! Ein Justizmord? So reden Sie doch schon...“

Da begann Juez in seiner überlegenen, kühlen Art: „Während der Gerichtsverhandlung fing jener Terre an, mich zu interessieren. Ich bin ein guter Menschkenner, und da Terre jedesmal seine Unschuld verweigerte, wurde es mir nach und nach klar, daß er unschuldig sein mußte! Aber Sie, Excellenz, glauben dem armen Teufel nicht. Sie verlangen seinen Kopf. Und nun hören Sie weiter! Sofort nach der ersten Gerichtsverhandlung benach ich mich in das kleine Bahnhäuserhaus bei San Juan des Rio und stellte dort fest — bitte beachten Sie meine Worte genau! — daß die Uhr fünf Minuten nachging.“

Tilmonte gespannter Blick ruhte auf Juez, etwa wie der eines Angeklagten auf seinem Richter, während dieser das Urteil verliest. „Ja — und was weiter — ist das alles?“

Mit dem Ausdruck maßlosen Entsetzens blickte Juez dem Staatsanwalt ins Gesicht. „Ist denn das nicht genug, Excellenz? Das vielbesprochene Haltepunkt ist 18 Kilometer weit von der Unglücksstelle entfernt. Da nun der Express genau auf die Minute das Haltepunkt passierte und dieses wiederum 5 Minuten zu spät auf „Halt“ geblieben war, so mußte Terre doch unbedingt anhalten, die Bahn sei frei. Als das Haltepunkt aufsuchte, da hatte der Zug bereits die Unglücksstelle erreicht. Durch einen tollkühnen Sprung in der allerletzten Sekunde rettete Terre sein eigenes Leben, das ihm allerdings von der Jury wieder aberkannt wurde, ohne den geringsten Beweis dafür, daß Terre verantwortlich war.“

Der Heraldo von Mexico vom 2. August teilt folgendes mit: Heute morgen wurde der berühmte Detektiv Pablo Citeban Juez in der Nähe des Palastes des Staatsanwaltes Don Tilmonte ermordet aufgefunden. Der weit und breit bekannte Detektiv hinterläßt eine Witwe mit zwei Kindern.

Don Tilmonte hat sich großmütig bereit erklärt, für diese zu sorgen.

Unter Land kann mit Recht stolz sein auf diesen Staatsanwalt.

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

Solche Gipsfiguren waren eben nur in den moribunden Demokratien des Westens möglich! — Capponi läßt mit leiserem Dröhnen: geradezu sinnlos offenbart sich doch dieser Brand! Wie kunte er gleich vorhin seinem Ministerpräsidenten nach Paris... Hier... da steht es: „... jede andersgeartete Kombination entfällt.“ — Gut gefunnt, Herr Brandt! Von Ihrer Seite habe ich also nur den Palmenwedel zu erwarten. Wie angenehm, solchen Friedensfanatiker zum Nachbarn zu haben! Trotzdem bleibt die Freiheit! Völker lehnen Gewaltlösungen grundsätzlich ab? Nun, Europa mag nach seinem Geschmack unfeig werden, Italien sehr, ams es um Letztes, vor Gewaltlösungen nicht zurück!

Capponi durchwandert das Halbdunzel von neuem. Das Telefon klingelt an. Der Chef des Kiffierbüros übermittelt den Text eines Telegramms, das die Belarader Regierung soeben nach Rom und Genf schickte: „Die Regierung Südlawiens ist zur Zurücknahme ihrer Truppen aus Albanien bereit, wenn Italien seinerseits die drei Kreuzer abberuft und im Verein mit den übrigen Großmächten die Unverletzlichkeit des albanischen Königreiches garantiert.“

Ein peifender Laut schießt über Capponis Lippen. Wie beschneiden! Jetzt soll der kleine Grenzfall auf politisches Großspiel gehoben werden! Europa als Garant für südlawische Hausmachtspolitik! Und Italien soll mitbestimmen, daß ein Capfeiler aus seinem eigenen Haus ausgetrieben wird! Capponis Augen sehen plötzlich gar nicht mehr verträumt in die Ferne, sie funkeln voll Mut und schneien Allernächstes wahrzunehmen. Er hebt schon die Faust, um sie auf die Tischplatte niederfallen zu lassen. Da öffnet sich im Hintergrund die Tür. Herr Rimbot, Frankreichs Botschafter, wird eingelassen. Sofort ist Capponi nur noch lächelnde Beherrschung.

Händedruck, gefasste Freundlichkeit auf beiden Seiten. Herr Rimbot aleitet in die Gobelinnstoffe des Renaissancestuhles, nimmt dankend die Zigarette, die Capponi ihm anbietet. Der Duce drückt seine verbaltene Bemunderung aus, die der hübsche Amerikaner des französischen Außenministers ihm abnötigte. Der Botschafter wird eine Sekunde verlegen: ist das Hohn? Der Duce bewundert den Mann, den er mit Kerker bedacht hat? Kein guter Anfang — denkt Herr Rimbot, dankt flüchtig und beißt sich, von dem heiklen Thema wegzukommen. Die tödliche Feindschaft Capponi-Brandt ist kein verheißungsvoller Ausgangspunkt für das kommende diplomatische Gespräch. Endlich findet er den richtigen Hebel: „Erlaubt mir, Ihnen zu sagen, daß meine Regierung strenge Neutralität wahren wird, wobei sie freilich auf die gleiche Loyalität der Gefinnung und Absichten auf Ihrer Seite vertraut.“

Capponi schweigt eine Minute. Dann erwidert er ruhig: „Belgrad braucht nur seine Absichten zurückzuziehen, dann ist die Sache in Ordnung. Vorausgesetzt...“ Capponis Stimme gewinnt Nachdruck — „daß Belgrad unmögliche Forderungen schlenntig begründet! Garantien hinsichtlich Albaniens sind ausgeschlossen.“

Stille. Der Franzose löst sanfte Rauchwolken aus seiner Zigarette. Capponi starrt über Rimbots Schulter hinweg auf die Wandkarte. Er sitzt ganz im Schatten, so daß der andere sein Gesicht nur in schwachen Umrissen erkennt.

„Kriegsrisiko Lösungen sind für unsern Erdteil ein kaum erschwinglicher Luxus“, lächelt der Franzose sinnend nach einer Weile. Seine Worte klingen so unvernünftig, als habe er ein Dutzend Sätze für sich im Kopf aneinandergereiht und plötzlich den vereinzelt den Satz laut ausgesprochen.

„Ich habe keinerlei Neigung zu kriegerischen Lösungen“, lächelt der Duce gelassen zurück. „Wir verteidigen lediglich unsere bürgerlichen Interessen in Albanien. Das ist alles.“

„Das kann sehr viel sein!“ lächelt wieder der Franzose. Plötzlich wird er lebhaft, wirkt die angeraute Zigarette in die antike Wädhensale und fährt fort: „Auch Südlawien hat solche Interessen zu verteidigen. Excellenz! Sollte es nicht möglich sein, die beiderseitigen Wünsche freundschaftlich in Einklang zu bringen?“

Capponi hebt ein wenig die starken Schultern und lächelt leise: „Es kommt auf die Ansprüche an. Bieten Sie Ihren Einsatz in Belgrad auf, daß man dort keine unvernünftigen Forderungen stellt. Ich fürchte, Ihr Bundesgenosse ist schon etwas weit vorgeschritten, ohne an die Folgen zu denken. Es ist gefährlich, Vagantellen zu Prestigefragen zu heigen.“

„Warum beordern Sie dann Ihre Kreuzer nicht zurück, Excellenz?“ fragt schlafertig der Franzose.

Capponi erbebt sich langsam, sein Gesicht ist ganz unerschrocken geworden. „Drücken Sie bitte nach Paris“, winkt er ab, „daß nur ein feindlicher Angriff uns die Waffen in die Hand drücken könnte. Daraus sind wir gottlob noch sehr weit entfernt. Im übrigen hat Belgrad das Wort: Räumung Albaniens, ohne Vorbehalt.“

Als der Botschafter draußen sein Auto bestieg, ist sein Vertrauen beträchtlich gemachsen.

Der Duce steht längst wieder mit gekreuzten Armen vor der Wandkarte. Krieg? Mögliche Frage! Allen hoch ja die kleine Angst in den Knochen! Aber wenn wider alles Erwarten...?? Capponis Augen gleiten langsam über die Länder der Karte. Die Konstellation ist günstig für Italien. Auffallend günstig! Hier Desterreich, mit dem man seit Jahren einig ist, sehr einig! Daneben Ungarn: der Pariser Vorortvertrag hat dieses Land längst in Italiens Arme getrieben! Hier Rumänien und Südlawien — gegen beide marschieren die befreundeten Bulgaren, Griechen und Türken auf. Polen und Tschechen — eingekesselt zwischen Sowjetrußland und Deutschland. Mit den Russen hat sich Italien vorläufig zu stellen verstanden! Am liebsten rottete ja Capponi die Bolschewisten mit Stumpf und Stiel aus, aber ihre

rote Armee ist ein Machtfaktor. Der Faschist und der Bolschewist haben eine gemeinsame Liebe: das ist ihr tödlicher Haß gegen Liberalismus und Demokratie. Trotzdem bleibt natürlich die Freundschaft gefährlich. Aber die rote Millionenarmee hält Frankreichs Bundesgenossen im Schach. Politik kennt keine Moral, nur Profit!

Capponis Finger schiebt sich weiter über die Karte. Deutschland! Der Versailles Vertrag hat dort sein Werk getan. Die Annäherung an Frankreich ist platonische Geste geblieben. In einem kommenden Weltkrieg würde Deutschland um nichts in der Welt Schuld an der Schuld mit Frankreich stehen. Roms Politik hat sich in Berlin viele Freunde gewonnen, ein Teil von ihnen sitzt schon im gegenwärtigen Reichstagskabinett, das seit einem Jahr am Ruder ist, mit spärlicher Freundschaft gegen die sozialistischen und demokratischen Parteien. Wo im Norden winkt ein Freund! — Und hier schimmert England! — Capponis Finger gleitet umkreist langsam die Insel. Am Nachmittag hat der englische Botschafter bereits zweimal vorgeschlagen: „Hände weg von Balkan!“ rief er aus. „Ist nicht unfaßbar der europäische Staat!“ Ja, ja, Capponi versteht Englands Sorgen; sein Mund lächelt respektlos. Der englische Mitspieler fällt aus, wenn es jetzt losgeht! Hinter der plötzlichen Friedensenergie des Narkosebewußtseins, sondern ein tiefes Gespenst! Seit drei Monaten wird Regiment um Regiment aus dem Mutterland nach Indien transportiert. Englands stolze Kolonie brennt lichterloh! Die vor vier Jahren hingestreckten Profanen haben die Inder nicht bedrückt, jetzt kämpfen sie mit Gewalt um ihr eingeborenes Recht. Jeder Freireichler in Europa weiß, daß sich diesmal England in Indien verbluten wird. Der Duce ist also ein Mann mit gebundenen Händen, der im europäischen Konflikt nicht mehr am Dirigentenpult steht. Bleibt also nur Frankreich! Der Duce legt die flache Hand auf die Wandkarte, deckt Frankreich an. Frankreich! Waffenstarr! Über hinterem Rhein wartet ein ausgezogenes Volk von siebzig Millionen! Wartet darauf, endlich einmal für eigene Rechnung zu kämpfen, nicht für französische Rentner! Versailles!

Capponi hat wieder seine Träumereien. Nur das gepaltene Kinn ragt drohend vor. Langsam neigt er sich über den Tisch, schiebt adlos die Denehenderge zur Seite. In Stichworten formuliert er auf einem Blatt die Antwort an Belgrad: „Der italienische Gelände hat der südlawischen Regierung hindis zu erklären, daß Italien bis morgen früh acht Uhr die bedingungslose Räumung Albaniens erwartet.“ — Fertig. Nichts weiter. Langsam greift die breite, knochige Hand des Duce zum Telefon:

„Bitte den Staatssekretär des Außenamtes zu mir.“

Der Hörer sinkt auf die Gabel zurück. Capponi lächelt in die Ferne: Erbe um Mitternacht der Genfer Rat, dem ein französischer Präsident, seine Kräfte mittel misst, soll Roms Stimme klar gehört werden!

Capponis Gesicht bekommt einen fanatischen Glanz: Italien muß leben! Das andre ist Ihre Sache, meine Herren...!

(Fortsetzung folgt.)